

Werner M. Ruschke

Predigt zu „Andorra“ von Max Frisch im Rahmen der Reihe „Theater und Kirche“ am  
29. April 2018 in der Apostelkirche Münster

Text: 2. Mose 20,4+5a

Liebe Gemeinde!

Der erste Eindruck ist entscheidend. Das ist Ihre und meine Erfahrung, wenn wir jemandem begegnen. Ob mein Gegenüber mir sympathisch oder unsympathisch ist, ob ich gerne weiteren Kontakt hätte oder nicht, das entscheidet sich in ziemlich kurzer Zeit. Fachleute nennen dafür ein Zeiträumchen von zehn Sekunden, manche sogar nur sieben Sekunden. Und auch bei Bewerbungsgesprächen steht in der Regel nach etwa zehn Minuten fest, ob jemand für eine Stelle ernsthaft infrage kommt. Nach derart kurzer Zeit ist unser Bild von einem Menschen recht deutlich und dauerhaft geprägt. Dann setzt ein Filter ein, der uns schützt vor Informationen, die unserem ersten Bild widersprechen. Doch egal ob zehn Sekunden, zehn Minuten oder zehn Stunden, ohne solche Beurteilungen und Festlegungen, ohne solche Bilder von anderen Menschen kommen wir nicht aus, sie erleichtern unser Leben und Zusammenleben.

Auch die Gebote Gottes haben das Ziel, unser Leben und Zusammenleben zu erleichtern. Die Zehn Gebote zeigen Grenzen auf, deren Übertretung schädliche Folgen hat für uns und andere. Gläubige wie ungläubige Menschen wissen, dass solche Gebote gut sind: nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, keine Verleumdungen und Fake news. All das ist unmittelbar einleuchtend. Das zweite der Zehn Gebote allerdings könnte ruhig fehlen. Das hat jedenfalls Martin Luther gemeint, weshalb er es in seinem Kleinen Katechismus einfach weggelassen hat. Es lautet:

„Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel ist, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!“ (2. Mose 20,4+5a)

Wohl, hier geht es in erster Linie darum, keine Abbildungen oder Skulpturen von Tieren anzufertigen und in ihnen Gott stellvertretend zu verehren, wie es in der Antike üblich war. Kein Goldenes Kalb also, denn der lebendige biblische Gott ist immer anders als derart tote Abbildungen. Darum gab und gibt es bis heute bis auf wenige Ausnahmen in jüdischen Synagogen und in islamischen Moscheen keine Abbildungen von Gott oder Menschen, stattdessen Ornamentik oder Schriftkunst.

Ähnliches galt auch Jahrhunderte lang für christliche Kirchen. Die ersten Kruzifixe in ihnen sind erst seit dem 6. Jahrhundert überliefert, um bereits rund hundert Jahre später wieder als unbiblisch entfernt zu werden. Später erkannte man den pädagogischen Wert von Abbildungen für Leseunkundige. Kirchen wurden mit Bildern und Skulpturen gefüllt, manchmal auch überfüllt wie im Barock. Daneben blieb aber der bildlose Kirchbau erhalten,

vor allem bei Predigtorden wie den Minoriten. Diese Apostelkirche ist ein schönes und zugleich das älteste Beispiel in Westfalen dafür. Zwar gab es immer wieder Zeiten von Bilderablehnungen und auch von Bilderstürmerei, doch weitestgehend hat das Bilderverbot in der Christenheit keine Gültigkeit. Und auch für die Theologie war es kein zentrales Thema. Wir können eben nicht leben ohne uns ein Bild zu machen von Menschen und von Gott.

Wie gefährlich das ist, ja wie lebensgefährlich das sein kann, zeigte 1961 ein Autor, den man ansonsten kaum zu den christlichen Autoren rechnet: Max Frisch in seinem Theaterstück „Andorra“<sup>1</sup>. Das ist kein „platt allegorisches Stück schlechten Gewissens parareligiöser Ausrichtung“ wie Paul Celan<sup>2</sup> heftig kritisiert, sondern ein zutiefst religiöses Werk, das die Gewissen schärfen will. Bereits in seinem „Tagebuch 1946-1949“ gibt Frisch im April 1946 eine Eintragung unter der biblischen Überschrift „Du sollst dir kein Bildnis machen“<sup>3</sup>. Ihr folgt kurz darauf die Prosaskizze „Der andorranische Jude“<sup>4</sup>, aus der später das Schauspiel entstand. Dessen Inhalt lässt sich kurz zusammenfassen.

Andorra ist ein kleiner Staat, der sich von seinem mächtigen Nachbarn, den Schwarzen, bedroht fühlt. Vor diesen Schwarzen hat der Lehrer einst das vorgeblich jüdische Kind Andri gerettet. Nun, Andri erwachsen wird, erkennen alle vermeintlich typische jüdische Züge an ihm. So soll er beispielsweise für ein Handwerk ungeeignet sein, nicht aber für Geldgeschäfte. Zuerst nur widerstrebend nimmt Andri auf Rat eines Paters schließlich eine Identität als Jude an mitsamt der angeblich typisch jüdischen Eigenschaften. Später erfährt Andri, dass er kein Jude ist, sondern das uneheliche Kind seines Vaters mit einer Frau aus dem verfeindeten Volk der Schwarzen. Trotzdem beharrt er darauf, Jude zu sein, weil er dessen typische Züge an sich zu erkennen meint. Schließlich marschieren die Schwarzen in Andorra ein. Sie führen eine Judenschau durch, bei der sie Andri an seinem Gang als Juden erkennen und ihn abführen. Sein Vater erhängt sich.

Das Stück, das ja eine zeitlose Wahrheit darstellen will, beginnt genau vor einer Woche, nämlich an einem 22. April. Tags darauf nämlich ist Sanktgeorgstag. In Vorbereitung darauf streicht Barblin, Andris Schwester, eine Mauer mit weißer Farbe an. Der heilige Georg hat ja der Legende nach einen bösen Drachen getötet. Weiß, Zeichen des Guten der Reinheit und der Unschuld. Weiß deshalb auch das Bühnenbild. Weiß passt zu Andorra, meint der Pater, sieht es sich doch selbst als „ein friedliches Land, ein schwaches Land – ein frommes Land, so wir Gott fürchten.“ (GW IV, 466) Doch der Lehrer, ständig betrunken, behauptet: „Wir sind nicht besser als die Schwarzen da drüben.“ (465) Er weiß ja, dass Andri kein Jude ist, und fragt deshalb: „Woher wißt ihr alle, wie der Jud ist?“ (469)

Zwischen die zwölf Bilder eingeschoben sind sieben Versuche von rückblickender Selbstrechtfertigung. Der Wirt: „Wir haben uns in dieser Geschichte alle getäuscht. Natürlich hab ich geglaubt, was alle geglaubt haben damals. Er selbst hat's geglaubt. Bis zuletzt. ... Ich bin nicht schuld.“ (477) – Der Geselle: „Es lag halt auch an ihm, sonst wär's nie so gekommen. ... Ich bin nicht schuld, daß sie ihn später geholt haben.“ (487) – Der Soldat: „Ich habe nur meinen Dienst getan. ... Wo kämen wir hin, wenn Befehle nicht ausgeführt werden!“ (503). – Ein namenloser „Jemand“: „Einmal muß man auch vergessen können, finde

ich.“ (529) – Schließlich der Arzt, weitschweifig: „Ich kann nur sagen, daß es nicht meine Schuld ist, einmal abgesehen davon, daß sein Benehmen (was man leider nicht verschweigen kann) mehr und mehr (sagen wir es offen) etwas Jüdisches hatte, obschon der junge Mann, mag sein, ein Andorraner war wie unsereiner.“ (542)

Frisch hat diese Sätze nicht erfunden, sie waren damals in Deutschland vielfach zu hören, auch im Familienkreis. Ironisierend kann man all diese Selbstentschuldigungen zusammenfassen unter den Titel eines Dramas von Siegfried Lenz, das ebenfalls 1961 uraufgeführt wurde: „Zeit der Schuldlosen“.

Lediglich der Pater erkennt und bekennt seine Schuld, dabei kniend: „Du sollst dir kein Bildnis machen von Gott, deinem Herr, und nicht von den Menschen, die seine Geschöpfe sind. Auch ich bin schuldig geworden damals. Ich wollte ihm mit Liebe begegnen, als ich gesprochen habe mit ihm. Auch ich habe mir ein Bildnis gemacht von ihm, auch ich habe ihn gefesselt, auch ich habe ich an den Pfahl gebracht.“ (509)

Am Ende verliert Barbli, die ihren Bruder vergeblich zu retten versucht hat, ihren Verstand. Sie versucht den Platz, auf dem Andris Schicksal besiegelt wurde, weiß zu streichen: „Ich weißle, ich weißle, auf daß wir ein weißes Andorra haben, ihr Mörder, ein schneeweißes Andorra, ich weißle euch alle – alle.“ (558) Und den Pater fragt sie: „Wo, Pater Benedikt, bist du gewesen, als sie unsern Bruder geholt haben wie Schlachtvieh, wie Schlachtvieh, wo? Schwarz bist du geworden, Pater Benedikt...“ (560) Regieanweisung: „Pater schweigt“. – Eine deutliche biblische Anspielung, nämlich auf Jesaja 53,7; dort heißt es vom leidenden Gottesknecht: „Er tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.“

1961, sechs Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, wollen viele in Deutschland die millionenfache Verfolgung und Ermordung von Juden entweder nicht wahr haben oder nichts davon gewusst haben. Täter waren höchstens die anderen, etwa die Hauptverantwortlichen für die planmäßige Vernichtung von Juden. In diesem Jahr stand in Jerusalem Adolf Eichmann vor Gericht, eine der Schlüsselfiguren des Mordprogramms. Max Frisch geht es nicht um ihn und seinesgleichen, sondern um die ganz normalen Bürger, die sogenannten kleinen Leute. Ihre Mitverantwortung prangert er an. Frisch in einem Brief: „Das Stück handelt ... nicht von den Eichmanns, sondern von uns und unseren Freunden, von lauter Nichtkriegsverbrechern, von Halbspassantisemiten, d. h. von den Millionen, die es möglich machten, dass Hitler ... nicht hat Maler werden müssen.“ Und: „Ich möchte die Schuld zeigen, wie ich sie sehe, unsere Schuld, denn wenn ich meinen Freund an den Henker ausliefere, übernimmt der Henker keine Oberschuld.“<sup>5</sup> Darum lauten die letzten Worte des Lehrers an seine Mitbürger: „Duckt euch. Ihr wißt von nichts. Ihr habt es nicht gesehen. Ekelt euch. Geht heim vor euren Spiegel und ekelt euch.“ (557)

Das aber tat und tut man nicht gerne. Nicht nur in der gesellschaftlichen, auch in der kirchlichen Öffentlichkeit der damaligen Zeit wurde das Thema eher gemieden. Wer es dennoch anschnitt, wurde schnell als Nestbeschmutzer verunglimpft. Wie sollte jetzt plötzlich

Unrecht sein, was damals Recht war? Niemand wagte damals, auch nur zwanzig Minuten lang in einer Predigt einer Gemeinde vergleichbar unverblümt die eigenen Schuldanteile vor Augen zu stellen. Frisch tat genau das in seinem Theaterstück fast zwei Stunden lang. Die Reaktion des Publikums bei der Zürcher Premiere? Beifall, zwanzig Minuten lang mit zweiundzwanzig Vorhängen. Etwas zurückhaltender waren die Reaktionen in Deutschland.

Rückblickend ist Frisch 1974 zufrieden mit dem Erfolg seines Stückes, hat es doch „eine gewisse Bewusstseinsveränderung“ bewirkt. Er sieht in ihm nicht zuletzt für Schüler einen „Anfängerkurs in der Beschäftigung mit Vorurteilen“. Die darin durchsichtig gemachten Zusammenhänge gibt es auch in „anderen Modellen: In der Klasse ist einer der Outcast, der Jude, der Sündebock – dieser Mechanismus spielt immer.“

Jedoch: Darf man die Einzigartigkeit des Holocaust als Modell nehmen für etwas vergleichsweise Harmloses wie den gemobbten Außenseiter in einer Schulklasse? Das ist ja die zweite Ebene dieses Stückes, in ihr geht es nicht um die Judenverfolgung im Dritten Reich, sondern um die Ablehnung von Andersartigkeiten überhaupt. Frisch erklärt einem rätoromanischen Freund, warum er sich dessen Vornamen bedient hat: „Andri passt mir so wunderbar: Andri-Andorra-die Andern – anders als die andern.“<sup>7</sup> Dagegen noch einmal Paul Celan, der jüdische Dichter der „Todesfuge“ mit ihrem wiederkehrenden Satz „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, der wütend notiert: „In Wahrheit ist es egal, ob man Jude ist oder nicht?“ Darum: „Die Hauptfigur hätte ein wirklicher Jude sein müssen, kein Nicht-Jude, der den Juden spielt.“<sup>8</sup>

Die Inszenierung hier in Münster will, wenn ich sie recht verstanden habe, nicht den Tätern und Mitläufern von damals einen Spiegel vorhalten, schließlich leben sie ja fast alle nicht mehr. Ihr geht es um den Modellcharakter. Wohl darum kommt das im Originaltext häufig stehende Wort „Jud“ jetzt nur selten vor. Die von Celan benannte Schwäche des Stücks hat zugleich die Stärke, dass „Andorra“ nicht allein ein Nachkriegs-Schauspiel ist. Vielmehr hat seine Parabel eine Wahrheit, die – leider und im wahrsten Wortsinn Gott sei’s geklagt – zeitlos gültig und aktuell ist.

Um uns heute geht es also, um die Bilder, durch die wir andere festlegen. Es geht nicht um eine Klage über einen gewissen muslimischen Antisemitismus: Ein in Israel lebender Palästinenser setzt in Berlin in einem Selbstversuch eine Kippa auf, diese typisch jüdische Kopfbedeckung; er wird von einem jungen Muslim für einen Juden gehalten und mit einem Gürtel geschlagen. Nein, es geht darum, selbstkritisch zu fragen, wo wir andere in eine Schublade schieben, aus der sie kaum wieder herauskommen können, also wo wir uns ein Bildnis von anderen schaffen, das ihnen nicht gerecht wird. Damit soll das Problem des wachsenden Antisemitismus in unserem Land nicht kleingeredet werden. Allein in unserem Bundesland gab es in den vergangenen zwei Jahren 537 antisemitische Straftaten, begangen zumeist von Deutschen aus der rechten Szene. Auch diesbezüglich bleibt „Andorra“ erschreckend aktuell.

Auffallend ist, dass Frisch an Schlüsselstellen seines Stückes christliche Begriffe wählt, und das nicht nur beim Schuldeingeständnis des Paters. Ähnlich ist das auch in seinem 1954 erschienenen Roman „Stiller“, in dem es auf andere Weise um zugeschriebene und wahre Identität geht. Stiller bekommt von seiner Ehefrau Julika vorgehalten: „So also siehst du mich! ... Du hast dir nur einmal ein Bildnis von mir gemacht, das merke ich schon, ein fertiges und endgültiges Bildnis, und damit Schluß. Anders als so, ich spüre es ja, willst du mich einfach nicht mehr sehen. Nicht wahr? ... Nicht umsonst heißt es in den Geboten: du sollst dir kein Bildnis machen! Jedes Bildnis ist eine Sünde. Es ist das genaue Gegenteil von Liebe.“<sup>9</sup> Und bereits in der ersten Andorra-Prosaskizze im Tagebuch von 1946 nennt Frisch es eine „Versündigung“, wenn wir Menschen durch unser Bild von ihnen festlegen. Das ist zugleich eine Versündigung an Gott, denn er versteht „Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht erfaßbar ist.“<sup>10</sup>

Es ist schon eigenartig, dass diese von Frisch gebrauchte biblische Argumentation meines Wissens in der theologischen Debatte um den Holocaust und das Verhältnis von Christen und Juden nach 1945 keine Rolle gespielt hat. Einer, der ansonsten wohl eher Agnostiker ist, hält somit auch der Theologie und den Kirchen ein Versäumnis vor. Ach wenn sie doch ihre eigenen biblischen Voraussetzungen ernst genommen und sich nicht zugleich aus Feigheit angepasst hätten!

Dietrich Bonhoeffer hat in den letzten Monaten vor seiner Ermordung die Vermutung geäußert, es sei wohl künftig nötig, religiöse Begriffe nicht-religiös zu interpretieren, um sie den Zeitgenossen verständlich zu machen. Das müsse so geschehen, „daß die Gottlosigkeit der Welt dadurch nicht irgendwie verdeckt, sondern vielmehr gerade aufgedeckt wird und gerade so ein überraschendes Licht auf die Welt fällt.“<sup>11</sup> Genau das leistet für mich „Andorra“. Das Stück theoretisiert nicht über Schuld, es zeigt vielmehr beispielhaft, auf welche Weise Schuldverstrickung geschieht. Es sind viele anscheinend banale Kleinigkeiten, die sich zu einem großen Bösen zusammenfügen. Frisch zeigt – um jene Worte zu gebrauchen, mit denen Hannah Arendt 1961 den Eichmann-Prozess charakterisierte – „die furchtbare Banalität des Bösen“<sup>12</sup>.

Von daher hat „Andorra“ für mich durchaus einen Predigtcharakter, und deshalb habe ich Frisch selber so ausführlich zu Worte kommen lassen. Ich halte hier keine Predigt über „Andorra“, sondern ich predige über das biblische Bildnisverbot mit Hilfe von „Andorra“. Allerdings ist „Andorra“ eine reine Sündenpredigt. Von Reue und der Möglichkeit einer Schuldvergebung ist nirgends die Rede. Nur der Pater bekennt seine Schuld, sozusagen berufsmäßig. Ansonsten wird im Stück auch nicht andeutungsweise erwähnt, dass die Andorraner sich ändern. Frisch hofft, dass das bei den Zuschauerinnen und Zuschauern im Theater anders sein möge. Und ich hoffe, dass dies auch auf die Zuhörerinnen und Zuhörer im Gottesdienst zutrifft. Allerdings hätte man schon gerne erfahren, wie Frisch sich ein Leben ohne festlegende Bilder vorstellt. Auch der Roman „Stiller“ übrigens gibt darauf keine Antwort. Zwar kommentiert Frisch, ein andere festlegendes Bild „muss ... immer wieder gesprengt werden“<sup>13</sup>, füllt das aber nicht inhaltlich.

Vielleicht hilft uns da Bert Brecht weiter; nebenbei: „Andorra“ als Lehrstück ist unter Einfluss von Brecht entstanden. In einer seiner „Kalendergeschichten“<sup>14</sup> schreibt er unter der Überschrift „Wenn Herr K. einen Menschen liebte“:

„Was tun Sie“, wurde Herr K. gefragt, „wenn Sie einen Menschen lieben?“ „Ich mache einen Entwurf von ihm“, sagte Herr K., „und Sorge, daß er ihm ähnlich wird.“ „Wer? Der Entwurf?“ „Nein“, sagte Herr K., „der Mensch.“

Auf den ersten Blick kann man das Bildnisverbot als eine Kritik an Brecht verstehen, auf den zweiten jedoch als dessen Ergänzung. Ein Entwurf ist ja eben kein festlegendes Bild, ein Entwurf ist immer offen für Änderungen, Streichungen, Ergänzungen. Frisch hat übrigens fünf leider nicht erhaltene Entwürfe zu „Andorra“ geschrieben. Ein Bild hält die Vergangenheit, bestenfalls einen Moment der Gegenwart fest. Ein Entwurf hingegen ist zukunftsorientiert, offen und veränderungsbereit. Er rechnet mit noch nicht verwirklichten Möglichkeiten, traut dem Miteinander in der Liebe etwas zu, ist offen für Überraschungen. Ähnlich möge der geliebte Mensch dem Entwurf werden, nicht jedoch gleich.

Ich denke, in diesem liebenden Sinne machte Jesus einen Entwurf von Menschen, denen er begegnete. Sein Entwurf bedrängt nicht, sondern verlockt und lädt ein. „Folget mir nach“ (Matthäus 4,19) sagt er. Und: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ (Matthäus 4,17). Zum reichen Jüngling: „Geh hin, verkaufe, was du hast, und gib’s den Armen.“ (Matthäus 19,21) Zu einem Geheilten: „Sündige hinfort nicht mehr.“ (Johannes 5,14) Und zu einem, dem er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählte: „So geh hin und handle ebenso.“ (Lukas 10,37) Sodann jenes Doppelgebot, das wir in der Evangeliumslesung gehört haben: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben ... und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lukas 10,27), ergänzt durch das Bild von Paulus vor Augen gestellte Bild des neuen Menschen aus der Epistellesung (Kolosser 3,11-17). Schließlich: Die Seligpreisungen der Bergpredigt (Matthäus 5,1-12), was sind sie anders als ein Entwurf für gelingendes Leben.

Beides gehört für mich als sich gegenseitig ergänzend zusammen, das Bildnisverbot als Negation und der Entwurf als Position. Beides hat auch Bedeutung für unsere privaten oder beruflichen Erziehungsversuche. Weil von den Fünfen in unserer Familie drei in der Schule unterrichten, hängt bei uns ein schöner Stich von Simon Dittrich. Das Bild zeigt zwei im bunten Biedermeier-Stil gekleidete, freundliche dreinblickende Herren, die sich im Profil gegenüber stehen. Das heißt, eigentlich ist es nur ein Herr, denn der andere ist genau sein Spiegelbild. Darunter steht ein Satz von Goethe: „Jeder Mensch ist beschränkt genug, um den Anderen zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen.“

Liebe Gemeinde, seien wir nicht so beschränkt, unsere Mitmenschen auf ein einziges Bild von ihnen zu beschränken. Wagen wir es lieber, uns für sie wie auch für uns auf einen öffnenden Entwurf einzulassen. Und es wäre gut, wenn wir uns dabei an Jesus orientieren; er nämlich ist Gottes Entwurf für gelingendes Leben. – Amen.

## Anmerkungen

Normalerweise gehören in Predigten keine Anmerkungen. Bei dem besonderen Charakter dieser Literaturpredigt soll aber die Möglichkeit geboten werden, bei Bedarf bestimmte Zitate leicht an ihrem Ursprungsort zu finden.

- 1 Gesammelte Werke in zeitlicher Folge (= GW) IV, Frankfurt am Main 1976, 461-560. Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Band.
- 2 Zitiert bei Volker Weidermann: Max Frisch. Sein Leben, seine Bücher; Köln 2010, 225.
- 3 GW II, 369
- 4 GW II, 372-374.
- 5 Zitiert bei Weidermann, 226.
- 6 Heinz Ludwig Arnold: Gespräche mit Autoren; Frankfurt am Main 2012, 307.
- 7 Zitiert bei Ingeborg Gleichauf: Jetzt nicht die Wut verlieren. Max Frisch – eine Biografie; München 2010, 131.
- 8 Zitiert bei Volker Weidermann, 225.
- 9 GW III, 499f.
- 10 GW II, 374.
- 11 Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft; München <sup>13</sup>1966, 246.
- 12 Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen; Serie Piper 308, München 2005, 371.
- 13 Heinz Ludwig Arnold, 317.
- 14 Gesammelte Werke 12; Frankfurt am Main 1967, 336.